

# Wenn Gynäkologen und Hebammen Gewalt vorgeworfen wird

**DEBATTE** Am 25. November legen Frauen vor Spitälern und anderen Einrichtungen Rosen nieder. Sie wollen damit auf die Gewalt hinweisen, die ihnen bei der Geburt angetan worden sei. Das polarisierende Thema ist Gegenstand einer Tagung in der Alten Kaserne.

Vor einem Jahr haben erstmals auch in der Schweiz Frauen Rosen niedergelegt, um Geburtskliniken zu markieren, in denen sie «Gewalt erfahren» haben. Der Aktionstag «Roses Revolution» war 2011 von der spanischen Feministin Jesusa Ricoy ins Leben gerufen worden. 2015 veröffentlichte die deutsche Soziologin Christina Mundlos ein Buch mit dem Titel «Gewalt unter der Geburt – der alltägliche Skandal», was eine Debatte in Deutschland und im deutschsprachigen Raum auslöste. Das Medienecho war breit, und man war sich einig: Darüber soll man endlich sprechen.

## Nicht empathisch genug

Doch worüber eigentlich genau? «Es geht darum, den Dialog zwischen Eltern und dem medizinischen Fachpersonal zu fördern», sagt Monika Di Benedetto, Vertreterin von Roses Revolution Schweiz, die heute in der Alten Kaserne die Fachtagung organisiert. «Es geht um Situationen, in denen während der Geburt nicht empathisch genug reagiert wurde oder klar körperliche Übergriffe stattfinden, was Mütter wie Väter traumatisieren kann.» Di Benedetto räumt ein, Gewalt sei ein sehr starkes Wort. «Grenzüberschreitung wäre vielleicht besser. Uns geht es nicht darum, jemanden an den Pranger zu stellen, in der Schweiz haben wir viel sehr gutes medizinisches Fachpersonal.» Auch gebe es langsam positive Veränderungen. Zum Beispiel kontaktiere das Unispital Zürich nun alle Mütter zwei Monate nach der Geburt, um sie nach ihren Erlebnissen zu befragen.

## «Enorme Ansprüche»

Ärzte und Hebammen allerdings empfinden die Rosen vor dem Spital teilweise als Affront. «Gewalt ist das Gegenteil von dem, was wir machen», sagt stellvertretend Irene Hösli, Chefärztin Geburtshilfe am Universitäts-Spital Basel und Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe. Der Vorwurf impliziere eine «absichtliche Aggression von Ärzten und Hebammen, die bestraft werden muss». Unbestritten ist für Hösli dagegen etwas anderes: «Die Geburt an sich ist etwas Gewaltiges. Manchmal auch eine Grenzerfahrung für Erstgebärende, nicht aber etwas Gewalttätiges.»

Am Universitätsspital Basel nehme man das Thema Gewalt in der Geburtshilfe ernst, sagt Hösli. An der jährlichen Fortbildung «Care for the Caregivers» werde mit den Hebammen und Ärzten über ihre Erfahrungen gesprochen. Das Hauptproblem sei fehlende oder mangelnde Kommunikation. Ihr Spital setzte sich darum dafür ein, dass die Geburt im Vorfeld in einer ambulanten Konsultation besprochen werde. Werdende Mütter sollen ihre Vorstellungen artikulieren und sie je nachdem mit der Realität abgleichen können. «Viele Frauen haben enorme Ansprüche an sich selbst und daran, was sie leisten müssen während der Geburt.» Es geht in diesen Gesprächen auch darum, falsche Vor-



Eine Hebamme fixiert einen Herzton- und Wehenschreiber auf dem Bauch einer schwangeren Frau.

Foto: Gaetan Bally

stellungen aus dem Weg zu räumen. «Damschnitte zum Beispiel machen wir heute nur noch sehr selten.»

## Weniger Kaiserschnitte

Manchmal müsse die Hebamme oder der Arzt zusammen mit der Frau einen Kompromiss finden. Dazu gehöre auch, zu erklären, was das Spital nicht bieten kann. «Wenn ein Paar zum Beispiel nicht will, dass wir die Herzton des Kindes aufzeichnen oder dass ein Zugang gelegt wird, dann ist ein anderer Ort für die Geburt besser als unser Spital.» Ebenso wichtig wie die Konsultation vor der Geburt sei, dass man den Frauen immer sage, dass sie sich jederzeit für ein Nachgespräch beim Spital melden könnten, sagt Hösli.

Die deutsche Soziologin Mundlos sieht als Hauptgrund

für die «Gewalt» in der Geburtshilfe die Ökonomisierung der Medizin. Hösli plädiert für eine differenzierte Sichtweise, in jedem Land sei die Situation anders. «In der Schweiz haben wir eine extrem gute Geburtshilfe.» Die Gynäkologie sei bestrebt, die Kaiserschnitttrate zu senken – entgegen der weit verbreiteten Meinung, Spitäler würden schneller Kaiserschnitte machen, weil das einfach mehr Einnahmen bringe. Zu einem anderen Kritikpunkt, dass vermehrt eingeleitet und nicht auf den natürlichen Beginn der Geburt gewartet wird, sagt Hösli: «Es ist erwiesen, dass man mit rechtzeitigen Einleitungen Kaiserschnitte verhindern kann, zum Beispiel, wenn das Kind sehr gross ist.»

Mundlos argumentiert, dass sich trotz der seit 1988 gestiege-

nen Anzahl Eingriffe in die Geburt «keine Verringerung der Säuglingssterblichkeit, der Müttersterblichkeit oder eine Verbesserung der Vitalwerte der Neugeborenen verzeichnen» lasse. Sie lässt dabei aber ausser Acht, dass sich viele Rahmenbedingungen verändert und verkompliziert haben. «Wir haben vermehrt ältere Frauen, solche mit einem höheren BMI, Mehrlingsgeburten und Schwangerschaften, die mithilfe von reproduktionsmedizinischen Massnahmen entstanden sind», so Hösli.

## «Sympathie und Antipathie»

Kontrovers wird der Diskurs um Gewalt in der Geburtshilfe unter Hebammen geführt. «Das ist ein schwieriges Thema», sagt Mandy Bührer vom Schweizerischen

Hebammenverband. Denn viele Geburtshelferinnen plädieren für eine natürliche Geburt ohne Eingriffe, die aber nicht immer möglich ist. Bührer sagt, man müsse sich fragen, worin die erlebte Gewalt ihren Ursprung habe. «Es gibt während der Geburt Momente, in denen man sich nicht die Zeit nimmt oder sie sich nicht nehmen kann, um mit der Frau klar abzusprechen, wie es weitergehen soll. Das kann im Nachhinein als Übergriff gewertet werden.» Die Geburtssituation sei auch darum schwierig, weil jede Frau etwas anderes als übergriffig empfinde. «Die Aussage einer Hebamme kann für eine Frau beängstigend sein, für die andere kein Problem.»

Vieles habe auch mit Sympathie und Antipathie zu tun. «Zentral ist, dass man sich be-

«Der Vorwurf impliziert eine absichtliche Aggression von Ärzten und Hebammen, die bestraft werden muss.»

Irene Hösli, Schweizerische Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe

wusst ist, dass sich die Frau in die Obhut der Fachleute begibt, dass sie unter Umständen nicht mehr Stopp sagen kann, was sehr beängstigend ist. Es ist unsere Aufgabe, einen Raum zu schaffen, wo sich die Frau aufgehoben fühlt.»

Bührer ist überzeugt, dass sich die Geburtshilfe in den Spitälern wandelt und bald mehr Zeit für die individuelle Betreuung zur Verfügung steht. «Viele Frauen wünschen sich eine Veränderung.» Sie verweist auch auf den Zürcher Kantonsrat, in dem eine Mehrheit die hebammengeleitete Geburt im Spital zum Standard machen will. Dieser Wandel, sagt Bührer, werde auch von den Ärzten unterstützt. *Deborah Stoffel*

Fachtagung «Gewalt in der Geburtshilfe ... nein!», heute, 9 bis 17.30 Uhr, Alte Kaserne Winterthur.